

## Die traditionsreichen Kirchengemeinden von Berlin-Mitte

### in der Zeit des Nationalsozialismus

Jahr für Jahr kommen Millionen Besucher in die Stadt. Und die Tendenz ist steigend. Viele kommen von weither, aus den europäischen Nachbarländern, aus den USA, von Israel, Kanada, Japan, Korea. „Wo war Hitler?“ lautet eine ihrer ersten Fragen. Berlin, das ist für sie vor allem die Stadt Hitlers und der Nazis, der Ort, von dem die unbegreiflichen Schrecken des 20. Jahrhunderts ihren Ausgang nahmen. Sie besuchen die „Topographie des Terrors“, das Holocaustmonument samt Dokumentationszentrum oder die Gedenkstätte Deutscher Widerstand und erhalten dort präzise historische Aufklärung. „Wo war die Mauer?“ dürfte eine zweite, häufig gestellte Frage lauten. Reste davon lassen sich noch besichtigen, man kann sich durch eigene Anschauung ein Bild machen. Nicht wenige der Gäste besuchen auch die alten Kirchen in der Stadtmitte Berlins, den monumentalen Dom etwa [wo man von ihnen sieben Euro Eintritt verlangt!], die katholische Hedwigskathedrale, die Marienkirche, die Nikolaikirche. Auf ihre Fragen: „Was machten die Kirchen 1933, als Hitler kam?“ erhalten sie dort häufig unzureichende, ausweichende, bisweilen überhaupt keine Antworten. Siebzig bis achtzig Jahre nach der „deutschen Katastrophe“ ist das natürlich ein ganz und gar unbefriedigender Zustand.<sup>1</sup>

Die Hauptstadtkirche insgesamt und besonders die traditionsreichen Innenstadtgemeinden müssen Antworten geben können auf die Frage: Was geschah bei uns, als Hitler kam. Diese Antworten schulden sie nicht nur den Berlinbesuchern aus aller Welt, sondern auch sich

---

<sup>1</sup> Vgl. für Berlin: Manfred Gailus, Protestantismus und Nationalsozialismus. Studien zur nationalsozialistischen Durchdringung des protestantischen Sozialmilieus in Berlin, Köln 2001; zuletzt ders., Ein selbstzerstörerischer Bruderkampf. Das protestantische Berlin (1930-1945), in: Michael Wildt/ Christoph Kreutzmüller (Hg.), Berlin 1933-1945, München 2013, S. 159-175. Ferner den Zeitungsartikel: ders., Kreuze und Hakenkreuze, in: DER TAGESPIEGEL, 2.2.2013, S. 27.

selbst. Historische Wahrheitsliebe und ganz generell Wahrhaftigkeit sind gewiss keine geringen Werte, auch für die Kirchen nicht. Noch immer stellt sich der Eindruck ein, dass der kirchliche Umgang mit der jüngeren deutschen Vergangenheit von einer seltsamen „Vergangenheitsangst“ geprägt ist. Das wird beispielsweise deutlich, wenn man sich die Selbstdarstellung der Innenstadtgemeinden auf ihren Internetseiten anschaut.

Kirchengeschichte, die Geschichte von Glauben und Christengemeinde, ist fast ausschließlich reduziert auf Kirchbaugeschichte. Der Architektur, den Kirchengebäuden, zugespitzt: den Steinen, wendet man große Aufmerksamkeit zu. Aber wo bleiben, so fragt der Historiker, die Menschen mit ihrer Frömmigkeit, mit Theologie und Glaubensüberzeugungen, mit religiöser Sitte und Brauchtum, mit ihren Hoffnungen und Ängsten, ihren Irrungen und Wirrungen, die doch recht eigentlich das „Gemeindeleben“ ausmachten? Vielfach wird den älteren Kirchbauphasen weit zurückliegender Jahrhunderte große Aufmerksamkeit gewidmet. Die Hitlerzeit indessen - diese unerhört tiefe Zäsur für alle und alles in dieser Stadt, auch für die Kirchen und das kirchliche Leben -, sie findet hier einfach nicht statt. Sie wird beschönigt, ausgeklammert, verschwiegen, übersprungen. Die kirchenzerstörenden Brandbomben des Luftkrieges sind dann häufig das einzige, was aus jener heillosen Epoche erwähnt wird. Das alles ist – bisweilen auf geradezu provozierende Art - unzeitgemäß geworden inzwischen und geht so eben nicht mehr – gegenüber den wissbegierigen Fragen ausländischer Besucher, im Vergleich zur vorangeschrittenen historischen Aufarbeitung und Selbstdarstellung anderer Institutionen und Verbände, nicht zuletzt auch bezogen auf elementare moralisch-ethische Ansprüche, die doch christliche Kirchen an sich selbst stellen müssen.<sup>2</sup>

Was also geschah in den Innenstadtgemeinden als Hitler kam? Seit dem politischen Umbruch vom 30. Januar, den die Protestanten überwiegend freudig begrüßten und den sie am „Tag von Potsdam“ (21. März) groß feierten, wurde die Berliner Kirche von einer

---

<sup>2</sup> Vgl. hierzu die Selbstdarstellung der Kirchengemeinden St. Marien, St. Nikolai, St. Petri und Parochial sowie weiterer Innenstadtgemeinden auf ihren Homepages im Internet An gedruckten Jubiläumsschriften dieser Gemeinden lag mir lediglich vor: GKR der Ev. Kirchengemeinde Marien (Hg.), 300 Jahre Parochialkirche. Beiträge zur Geschichte, Berlin 2003.

kirchlichen Parallelbewegung zur Hitlerpartei, der „Glaubensbewegung Deutsche Christen“, wie von einer großen Welle überrollt. Erst deutlich verzögert formierte sich mit der Gründung des Pfarrernotbunds im September 1933 eine innerkirchliche Opposition gegen die bereits weit vorangeschrittene deutschchristliche Kircheneroberung. Seither stritten zwei verfeindete kirchenpolitische Lager um die Vorherrschaft in einer scharf gespaltenen Hauptstadtkirche. Dieser „Kirchenkampf“ hatte seine eigentlichen Zentren im Westen der Stadt: Dahlem um Pfarrer Martin Niemöller und Helmut Gollwitzer, Spandau mit dem reformierten Superintendenten Martin Albertz, Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis mit Pfarrer Gerhard Jacobi, die Schöneberger Apostel-Paulus-Gemeinde um Pfarrer Eitel-Friedrich von Rabenau – das waren einige der Hochburgen der Bekennenden Kirche im Widerstand gegen eine deutschchristliche Kirche. Der kirchliche Osten der Reichshauptstadt unter Einschluss der Innenstadtgemeinden von Berlin-Mitte, lag eher im Windschatten des Kirchenkampfes: im Allgemeinen waren hier die Auseinandersetzungen nicht so heftig, es fehlte weithin an starken Bekenntnisgemeinden und charismatischen Pfarrerpersönlichkeiten, vielfach ergaben sich gerade die Gemeinden in den nördlichen und östlichen Arbeitervierteln einer deutschchristlichen Dominanz.<sup>3</sup>

Ich werde im Folgenden vor allem auf jene Gemeinden des Stadtzentrums näher eingehen, die heute in der Innenstadtgemeinde St. Petri-Marien zusammengefasst sind: also Marien, Nikolai, Petri und Parochial. Den Auftakt machte, wie viele von Ihnen bereits wissen, die altehrwürdige Marienkirche mit einem großen Dankgottesdienst am 3. Februar 1933. Die große Kirche war an diesem Freitagabend überfüllt. Für jene, die nicht mehr Einlass fanden, musste ein zweiter Gottesdienst direkt im Anschluss angesetzt werden. Im Altarraum hatten 200 Fahnen und zu beiden Seiten der Kanzel vier Standarten der Berliner SA Aufstellung genommen. Die Predigt im ersten Gottesdienst hielt der Kreuzberger Pfarrer Joachim Hossenfelder, zugleich 1. Reichsleiter der DC. Predigttext war 1. Korinther 15, 57: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gibt durch unsern Herrn Jesus Christus!“. Was Hossenfelder den

---

<sup>3</sup> Vgl. Gailus, Protestantismus und Nationalsozialismus, bes. S. 89-138.

über 2 000 Besuchern verkündete, war das alte nationalprotestantische Geschichtsbild, nun freilich fortgeschrieben und aktualisiert, mit Nazi-Terminologie angereichert und auf die siegreiche Hitlerbewegung bezogen. Er schilderte die Not der vergangenen Jahre und Jahrzehnte in düstersten Farben und dankte für Gottes wunderbares Eingreifen: „In dieser Not – in der es nicht nur um das nackte Dasein ging, sondern um weit mehr, um die Seele des deutschen Volkes – formte sich Gott einen Mann, einen von den Millionen des Weltkrieges, und gab ihm die größte Sendung unserer Geschichte: das deutsche Volk aus der Verzweiflung zu reißen und ihm den Glauben an das Leben wiederzuschenken. (...) Im Gefühl seiner Sendung wagt er das Große und macht aus Verzweifelten, Verzagten wieder glaubende Menschen. Eine Millionen-Armee sammelt er um sich, die nur das eine von ihm wissen: dich hat uns Gott gesandt. Weil du glaubst, wollen auch wir wieder glauben, weil du kämpfst, wollen auch wir kämpfen, damit die Sonne über Deutschland aufgeht.“ Reichspräsident Hindenburg, so Pfarrer Hossenfelder von der Kanzel der Marienkirche, habe den „denkbar besten Mann“ an die Spitze der Regierung berufen, einen „Mann aus einem Guß, gegossen aus Reinheit, Frömmigkeit, Energie und Charakterstärke, unseren Adolf Hitler.“<sup>4</sup>

So begann er, der Ansturm der DC auf die Kirchen der Reichshauptstadt. Wohl erstmals wurde mit dieser Großkundgebung der innere Sakralraum einer bedeutenden Hauptstadtkirche vollständig für deren eigene Zwecke okkupiert und mit ihren Fahnen, Symbolen und Bekenntnissen vereinnahmt, Kreuz und Hakenkreuz gingen im Gleichschritt. Dabei öffneten sich die Türen dieser Kirche von innen. Ursprünglich hatte dieser erste große Dankgottesdienst im Dom stattfinden sollen. Als sich zeitraubende Verhandlungen mit dem Domkirchenkollegium nicht umgehen ließen, wichen die ungeduldig drängenden DC kurzentschlossen auf die kaum minder bedeutungsträchtige Marienkirche aus. Hier hatte der Gemeindegemeinderat ohne weitere Auflagen die Kirche für eine deutschchristliche Siegesfeier

---

<sup>4</sup> Evangelium im Dritten Reich (EvDR), Nr. 7, 12.2.1933: Bericht DC-Pfarrer Albert Freitag, Dankgottesdienst für die Berufung Adolf Hitlers ins Kanzleramt des Deutschen Reiches; dort auch Wortlaut der Predigt Hossenfelders.

zur Verfügung gestellt. Das war eigentlich erstaunlich, denn die arg geschrumpfte Gemeinde im Zentrum Berlins – für 1933 sind nur noch ca. 2 000 Seelen zu veranschlagen – war keine Hochburg der DC. An der Spitze des vierköpfigen Pfarrerkollegiums stand Propst Wilhelm Haendler, die zweite und vierte Pfarrstelle hatten mit Dietrich Graue und Wilhelm Schubring zwei ältere, liberale Theologen inne, die schon seit langer Zeit in der Gemeinde wirkten. Der einzige jüngere Kollege, Lic. Hermann Sasse, wechselte noch 1933 auf eine Professur an die Universität Erlangen. Bei den letzten turnusgemäßen Kirchenwahlen vom November 1932 hatten die „Liberalen“ sieben, die „Positiven“ lediglich vier Mandate gewonnen, eine ganz ungewöhnliche Konstellation für Berlin. Eine DC-Gemeindegruppe, so teilte das DC-Blatt „Evangelium im Dritten Reich“ mit, sei erst kurz vor den erneuten Kirchenwahlen im Juli 1933 gegründet worden. Bei diesen letzten und im Ergebnis fatalen Kirchenwahlen vom 23. Juli 1933 entfielen von 441 abgegebenen Stimmen 287 (65,1 %) auf die DC, 154 auf die oppositionelle Liste „Evangelium und Kirche“. Das war ein für Berlin etwa durchschnittliches Wahlergebnis, denn die „Glaubensbewegung DC“ erreichte durchschnittlich Zweidrittelmehrheiten.<sup>5</sup>

Der 70-jährige Propst Haendler, zugleich Generalsuperintendent von Berlin, wurde zum 30. Juni 1933 emeritiert. Die Pfarrer Graue und Schubring hatten sich zwar im September 1933 dem Pfarrernotbund angeschlossen, erwiesen sich aber beide nicht als konsequente, dauerhafte Mitstreiter der Kirchenopposition. Graue trat zum 1. April 1934 wieder aus. Pfarrer Schubring, der vor 1933 zeitweilig der DDP angehört hatte, verließ die BK im November 1938. Von einer aktiven BK-Gemeindegruppe an Marien ist nichts zu spüren. Beide Pfarrer spielten in der Berliner BK-Bewegung keine nennenswerte Rolle und werden als Individualisten mit teils eigenbrötlerischen Neigungen geschildert. Bis 1936 blieb die relativ kleine DC-Gemeindegruppe ohne Pfarrer. Für November 1933 heißt es aus DC-

---

<sup>5</sup> Eine Darstellung zur Gemeindegeschichte liegt nicht vor; einige Informationen enthält Hans-Rainer Sandvoß, *Widerstand in Mitte und Tiergarten, Berlin* 1994, S. 224-225. Für zahlreiche Informationen greife ich auf meine eigene (unpublizierte) „Gemeindestatistik Berlin 1933-1945“ und „Pfarrerstatistik Berlin 1933-1945“ zurück.

Kreisen, die Gemeindegruppe hätte ca. 100 Mitglieder an Marien, man habe zuletzt Vorträge von Pg. Fritz Arendsee – ein höchst dubioser DC-Aktivist aus der Gemeinde Tempelhof - und Gruppenleiter Irmeler gehört. Jeden dritten Sonntag käme ein auswärtiger DC-Pfarrer zur Predigt in die Kirche. Anfang Dezember 1933 wird von einer liturgischen Adventsfeier der DC in der Marienkirche berichtet, die Orgel spielte Parteigenosse Organist Görner, die Ansprache habe Pfarrer Lic. Irmer gehalten. Zum Volkstrauertag im März 1934 war der radikale DC-Gauobmann Pfarrer Friedrich Tausch (Tempelhof) zu Gast, der – so heißt es - als Kompanieführer aus dem Ersten Weltkrieg gesprochen habe.<sup>6</sup>

Im Jahr 1936 wurde die drei Jahre vakant gebliebene Propststelle mit Pfarrer Otto Eckert neu besetzt. Eckert stammte aus einem pommerschen Pfarrhaus. Seit 1933 war er eine große Nummer bei den DC gewesen: zunächst Propst der Neumark und Niederlausitz mit Pfarrstelle an St. Matthäus, 1934 zugleich stellvertretender Bischof von Berlin – in dieser Funktion ein radikaler Erfüllungsgehilfe des DC-Reichsbischofs Ludwig Müller, verantwortlich für zahllose Disziplinarmaßnahmen und andere gegen Bekenntnispfarrer verhängte Schikanen. Allein für den Zeitraum März bis Oktober 1934 trafen seine „Maßregeln“ 37 Pfarrer und zwei Superintendenten in Berlin, hinzu kamen zehn weitere Theologen, für die Eckert Disziplinarmaßnahmen in Aussicht gestellt hatte.<sup>7</sup> Mit der Propststelle an Nikolai und Marien sollte er als fanatischer „alter Kämpfer“ stillgestellt werden, da DC-Extremisten des Typs Eckert seit Inauguration der auf Befriedung zielenden Kirchenausschusspolitik durch Kirchenminister Hanns Kerrl nicht mehr ganz in das Bild passten. Wie sich das „Regiment Eckert“ an der Gemeinde bis zum Kriegsbeginn auswirkte, ist aus den bisherigen Unterlagen nicht zu erkennen. Längst war der Einfluss der DC-Bewegung auch im Ganzen rückläufig geworden. Allzu viel Unheil konnte Propst Eckert vermutlich auf der relativ einflusslosen Stelle nicht mehr anrichten. Im November 1940 teilte das DC-Blatt „Positives Christentum“

---

<sup>6</sup> Nach „Gemeindestatistik“ und „Pfarrerstatistik“.

<sup>7</sup> Diese Zahlen nach: Elke Heinsen, Bekenntnisgebundenes Wort, Amt und Funktionen. Der Berliner Superintendent Max Diestel in den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen der Jahre 1933/34., Berlin 2005, S. 125.

mit, Eckert sei in Ausübung seines Dienstes bei der Wehrmacht im Alter von 49 Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Die Trauerfeier habe am 5. November 1940 in der Klosterkirche stattgefunden. Die Gedenkrede hielt Superintendent Irmer.<sup>8</sup>

Es liegt nahe, von hier aus einen Blick auf die eng mit Marien verbundene St. Nikolai-Gemeinde zu werfen. Diese Traditionsgemeinde verfügte offiziell noch über fünf Pfarrstellen, was auf ihre einstige Bedeutung verweist, von denen 1933 nur noch drei bzw. zwei dauerhaft besetzt waren. Die Seelenzahl dürfte bei etwa 3 500 Personen gelegen haben. Auch hier hatte die 1. Pfarrstelle, wie an Marien, Propst Haendler inne, der bereits zum Sommer 1933 ausschied. Archidiakon Julius Vehse und Diakon Hans Schwebel waren die beiden seit langer Zeit die Gemeindegeschicke bestimmenden Pfarrer. Bei den letzten Kirchenwahlen vom Juli 1933 wurden 834 Stimmen abgegeben, die DC kamen auf 416, die Opposition „Evangelium und Kirche“ auf 418 Stimmen. Damit gehörte die kleine Nikolai-Gemeinde zu jenen drei Berliner Ausnahmegemeinden, neben Dahlem und Nikolassee, wo die DC nicht eine Majorität erreichten. Nicht zuletzt war dies wohl dem Umstand zu danken, dass beide Pfarrer anfangs eher zu Pfarrernotbund und BK tendierten. Schwebel hatte sich im November 1933 dem Notbund offiziell angeschlossen. Eine sehr eindeutige und nachhaltige kirchenpolitische Ausprägung als Bekenntnispfarrer haben beide Geistlichen jedoch nicht aufzuweisen, es dominierte vielmehr eine an DC-Kirchenherrschaft angepasste und vielfach ambivalente Haltung zwischen den Fronten des Kirchenkampfes. Vehse verstarb 72-jährig im April 1940 im Amt. Schwebel folgte ihm 1942 im Alter von 68 Jahren.<sup>9</sup>

Mit Blick auf 1933 ist die Nikolai-Gemeinde ganz unübersehbar mit dem Namen Wessel verbunden. Der Pfarrerssohn Horst Wessel wuchs in dieser Gemeinde auf. Im November 1913 hatte sein Vater Ludwig Wessel seinen Pfarrdienst an St. Nikolai angetreten. Als der Vater, ein national-völkischer Feldprediger des Ersten Weltkriegs, im Mai 1922 im Alter von

---

<sup>8</sup> Vgl. zu Otto Eckert: „Pfarrerstatistik“, Blatt 95; Heinsen, Superintendent Max Diestel, S. 20 ff.

<sup>9</sup> „Gemeindestatistik“ und „Pfarrerstatistik“; ergänzende Informationen auch bei Sandvoß, Widerstand, S. 225-229.

42 Jahren verstarb, war der soeben konfirmierte Sohn vierzehn Jahre alt. Archidiakon Vehse erinnerte sich 1934 an diese Zeit zurück: als Konfirmator habe er sich damals häufig mit dem jungen Wessel über religiöse Fragen unterhalten. „Er konnte sich so ganz von diesen Dingen absorbieren lassen, sich förmlich in diese Fragen hineinversenken, so dass mir manchmal das Gleichnis vom zwölfjährigen Jesus im Tempel in den Sinn kam, der auch alles andere über religiösen Gesprächen vergaß.“<sup>10</sup> Am 7. Dezember 1926 schloss sich der junge Wessel der NSDAP und der SA an. In einer durchwachten Nacht, vermutlich März 1929, so die Erinnerung der Schwester, sei im Pfarrhaus Jüdenstraße das von ihm getextete Lied „Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen“ entstanden, bekannt geworden unter dem Namen „Horst-Wessel-Lied“. Nach seinem gewaltsamen Tod im Februar 1930 verklärte Gauleiter Joseph Goebbels den Pfarrerssohn zum modernen „Christussozialisten“. 1934 wurden am Pfarrhaus Jüdenstraße Gedenktafeln für Horst und Werner Wessel angebracht. Aus diesem Anlass erinnerte sich die Schwester Ingeborg in einem Artikel „Vom Glauben meines Bruders Horst“: Hier, in diesem Hause, hätten ihre beiden Brüder ihre entscheidenden Wachstumsjahre erlebt. Auch als Nationalsozialist habe er nie das Christentum abgetan. Seinen Vater habe er stets als Vorbild angesehen. Wie einst Jesus sei ihr Bruder unter das schaffende Volk, zu den Arbeitern, gegangen. Das bedeutete ihm „Christentum der Tat“. Für die Idee der NS-Volksgemeinschaft sei er schließlich „gefallen“.<sup>11</sup> Zum sechsten Todestag Wessels im Jahr 1936 bemerkte Superintendent Johannes Schleuning, ein DC-Beherrscher des Berliner Ostens, im DC-Sonntagsblatt: Es dürfe nicht vergessen werden, dass Horst Wessel ein evangelischer Pfarrerssohn war. Im Pfarrhaus habe er die opferbereite Liebe zu seinem Volk kennengelernt. „Die Gesinnung, die aus dem mitreißendsten Kampflied der deutschen Revolution weiter wirken wird für das ewige Deutschland, ist auf dem Boden deutsch-

---

<sup>10</sup> Zit. n. Ingeborg Wessel, Vom Glauben meines Bruders Horst, in: EvDR, Nr. 9. 4.3.1934, S. 99 f.

<sup>11</sup> Ebd.; s. generell zur Pfarrerrfamilie Wessel: Manfred Gailus, Vom Feldgeistlichen des Ersten Weltkriegs zum politischen Prediger des Bürgerkriegs. Kontinuitäten in der Berliner Pfarrerrfamilie Wessel in: ZfG 50, 2002, Heft 9, S. 773-803; Daniel Siemens, Horst Wessel. Tod und Verklärung eines Nationalsozialisten, München 2009.

evangelischen Christentums gewachsen.“<sup>12</sup> Schließlich, als die alljährlichen „Heldengedenkfeiern“ anstanden im März 1938, wurde in der Nikolaikirche eine Gedenktafel „mit vergoldeten Lettern und dem Hakenkreuz“ für Horst Wessel in feierlicher Zeremonie geweiht. Pfarrer Vehse habe in eindringlichen Worten das Leben Wessels ins Gedächtnis gerufen und daran erinnert, dass er – wie die Helden des Weltkriegs – gefallen sei, damit Deutschland lebe.<sup>13</sup>

Marien, Nikolai und Petri – es ist an der Zeit, einen Blick auf die dritte Traditionsgemeinde der ursprünglichen Doppelstadt Berlin-Cölln zu werfen. Wie Sie wissen, ist das Brachgelände am Petriplatz durch das Projekt „Bet- und Lehrhaus Petriplatz“ seit Jahren wieder stärker in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt worden. Der Umstand, dass es sich um ein kirchenhistorisch hochgradig kontaminiertes Gelände handelt, war den Initiatoren bis vor kurzem offenbar nicht bewusst. Für die Seelenzahl der Petri-Gemeinde um 1933 liegen stark abweichende Angaben zwischen 4000 und 7000 Personen vor. Die erste und zweite Pfarrstelle waren um 1933 unbesetzt. Die dritte Pfarrstelle hatte seit 1905 Pfarrer Karl Habicht inne. Auf der vierten Pfarrstelle amtierte seit 1906 Pfarrer Gustav Pösche. Bei den Kirchenwahlen vom Juli 1933 erhielten die DC mit 636 Stimmen (62,3 %) ein leicht unterdurchschnittliches Ergebnis. Gleichwohl dominierten sie von Anfang an die Gemeindeverhältnisse. Pfarrer Habicht hatte sich im September 1933 dem Pfarrernotbund angeschlossen. Er hielt enge Verbindungen zu BK-Pfarrer Bruno Violet von der benachbarten Friedrichwerderschen Gemeinde. Allem Anschein nach wurde Habicht durch die DC zur Pensionierung gedrängt und zum 1. Oktober 1934 emeritiert.<sup>14</sup>

Im April 1933 luden die DC-Gemeindeguppen St. Petri und Luisenstadt aus Anlass des „Führergeburtstags“ zu einem Festgottesdienst in die St. Petrikerche. Der Kirchenälteste Max Krüger berichtete in „Evangelium im Dritten Reich“: Pfarrer Karl Themel von der

<sup>12</sup> Johannes Schleuning, Vorbemerkung der Schriftleitung, in: EvDR, Nr. 8, 23.2.1936; s. darin auch den Artikel von Pastor F. Flemming, Horst Wessel, der evangelische Pfarrersohn.

<sup>13</sup> Vgl. den Bericht in: Positives Christentum, Nr. 13, 27.3.1938.

<sup>14</sup> Angaben nach „Gemeindestatistik“ und „Pfarrerstatistik“.

Luisenstadtgemeinde habe in begeisternden Worten über die tiefe Religiosität der Führungspersönlichkeit Adolf Hitlers gesprochen. „Wenn die Feinde und Neider noch bis in die jüngste Zeit in unserm Führer nur den ‚Redner‘ und Trommler‘ haben gelten lassen wollen, so haben sie das Wertvollste in seinem Menschentum übersehen: seine gewaltige Begabung als Prediger, als ein Gewissensaufrüttler, dem es der Herrgott als eine gnädige Gabe verliehen, in Menschen allertiefste Überzeugungen zu erziehen. Der uns in unsere grenzenlose Not des Leibes und der Seele von Gott hineingesandte Führer hat gerade auch in der marxistischen Hochburg ‚Fischerkietz‘, die zur Petrigemeinde gehört, die harten braunen Gesellen erstehen lassen, die dem Spuk der Gottes- und Volksverleugner gründlichst ein Ende gemacht und auch unsere alte Kirche aus großer Gefahr gerettet haben.“ An dem Bitt- und Dankgottesdienst hätten auch zwei SA-Stürme mit ihren Fahnen und die Jugendbünde der beiden Gemeinden mit ihren Wimpeln teilgenommen. Vor dem Kirchenportal grüßte die versammelte Volksmenge die Fahnen mit dem Horst-Wessel-Lied.<sup>15</sup>

Bis zur Zäsur 1936, als zwei freie Pfarrstellen mit DC-Pfarrern neu besetzt wurden, liegen nur wenige Informationen über das Gemeindeleben vor. Am 17. September 1933 veranstalteten die DC ein Gartenfest beim Gemeindehaus, die Ansprache hielt Pfarrer Pösche. Am 17. Oktober folgte eine DC-Mitgliederversammlung im Gemeindehaus, DC-Gruppenleiter Pg. Holtz und Pfarrer Pösche sprachen über das allgemeine Priestertum aller Gläubigen und die volksmissionarischen Aufgaben der DC. Für den 7. November 1933 ist ein Vortrag von Pfarrer Pösche über „Alfred Rosenberg und das Christentum“ im Gemeindehaus Neue Grünstraße angekündigt. Auf einer DC-Gruppenversammlung im Februar 1934 berichtete Pfarrer Pösche über einen Konflikt um die Gemeindegewestern, die sich für die BK ausgesprochen hätten. Sie seien, so heißt es lapidar, fortgeschickt worden. Am Pfingstsonntag 1934 veranstalteten die DC in der Petrikirche eine durch Pfarrer Pösche vollzogene Weihe ihrer Gruppenfahne. Die DC-Fahne vereinte das Christenkreuz mit dem

---

<sup>15</sup> EvDR, Nr. 19, 7.5.1933, Beilage für Groß-Berlin.

Hakenkreuz. Am 26. Juni 1934 trafen sich die DC zu einer Mitgliederversammlung im Gemeindehaus. Es sprachen Gruppenobmann Tettenborn und DC-Pfarrer Erich Heintzel (Thabor-Gemeinde) über „Volkskirche und Theologenkirche“.<sup>16</sup>

Zum 1. Juli 1936 trat Pfarrer Walter Hoff als „Propst von Kölln“ seinen Dienst in der Gemeinde an. Der 1890 in Eulenburg (Provinz Posen) geborene Theologe war 1930 an die Luisen-Gemeinde in Charlottenburg gekommen. Schon lange vor 1933 hatte er dort als radikaler Nazi-Pfarrer von sich reden gemacht. 1933/34 gehörte er zu den engsten Mitarbeitern des Reichsbischofs Ludwig Müller. Er wirkte zugleich als theologischer Dezernent im Berliner Konsistorium. Von Mitarbeitern dort wird er als Konsistorialrat in SA- und Parteiuniform geschildert, der sich nicht scheute, mit der roten Nazi-Sammelbüchse durch die Amtsstuben zu laufen. Ähnlich wie im Fall Eckert sollte Hoff's Platzierung als „Propst von Kölln“ einen lautstarken „alten Kämpfer“ der DC auf einer etwas abseitigen Position ruhig stellen. Über seine Amtsgeschäfte als Pfarrer und Propst an St. Petri ist wenig bekannt. Der Gemeindegemeinderat beklagte sich gegenüber dem Landeskirchenausschuss, dass die Gemeinde künftig das hohe Gehalt für die Propststelle aufbringen müsse, obwohl der Propst erfahrungsgemäß einen Großteil seiner Arbeit nicht der Gemeinde widme. Hoff's Pfarrtätigkeit bis Kriegsbeginn scheint recht ruhig und mit viel Freizeit verlaufen zu sein: regelmäßig fuhr er des Sommers zur Kur nach Bad Mergentheim, Bad Kissingen oder Karlsbad, zugleich schrieb er nebenher eine historische Doktorarbeit über die Glashütten der Neumark in friderizianischer Zeit. Seinen Konsistorialpräsidenten Johannes Heinrich, einen Parteigenossen, wies er durch Schreiben ausdrücklich darauf hin, ihn im Schriftverkehr doch gefälligst mit vollständiger Nennung seiner sämtlichen Titel und Positionen anzureden: Herr Konsistorialrat Propst Dr. phil. Walter Hoff.<sup>17</sup>

---

<sup>16</sup> Diese Angaben stammen aus EvDR, vgl. „Gemeindestatistik“, Blatt 81, „St. Petri“, dort Quellennachweise im einzelnen.

<sup>17</sup> Vgl. die biografische Skizze in: Gailus, Protestantismus und Nationalsozialismus, S. 427-439; jetzt auch: Dagmar Pöpping, Zwischen Kriegsverbrechen und Pfarramt. Walter Hoff und die evangelische Kirche, in: ZfG 2013, Heft 3, S. 197-210.

Seit Februar 1940 stand Propst Hoff im Wehrmachtsdienst, zunächst im Westen, seit 1941 auf russischen Kriegsschauplätzen. War er auf Heimaturlaub in Berlin, so pflegte er mit Vorliebe dem Konsistorium Besuche in Wehrmachtsuniform abzustatten. Er renommierte dort mit seinen Heldentaten an der Front. Nach zuverlässigen Berichten sprach Hoff dort nicht ohne Stolz über seinen Einsatz gegen so genannte „russische Partisanen“ und „Spione“, auch von Hinrichtungen, an denen er selbst beteiligt gewesen sei. Anfang 1943 zurückgekehrt von seinem Fronteinsatz, publizierte er zum zehnten Jahrestag des 30. Januar einen Aufruf an die Berliner Bevölkerung. Wer die zu Selterwasserfabriken, Kornspeichern und Elektrizitätswerken umgewandelten Kirchen in Russland gesehen und den dort unheimlichen Einfluss des Judentums gespürt habe, der wisse zu würdigen, was die Machtergreifung des Nationalsozialismus für Deutschland und ganz Europa bedeute. Er dankte dem „Allmächtigen“ für diese Gnade und bat auch für die Zukunft um dessen Schutz für „unseren geliebten Führer und für Deutschland“. Im September 1943 reagierte er empört auf den Rundbrief des geistlichen Dirigenten des Konsistoriums, Oberkonsistorialrat Horst Fichtner, an die im Heeresdienst stehenden Pfarrer. Leider, so antwortete er seinem Kollegen, stünde dieser dem großen Geschehen unserer Tage ganz verständnislos gegenüber. Dessen Rundschreiben sei im Ton der Bekenntnisleute verfasst. Mit keinem ehrenden Wort werde „des Führers“ gedacht. Zu fromm, zu weichlich, zu unkriegerisch erschien dem fronterprobten Propst Hoff jenes Rundschreiben, und er fügte jetzt als Anfrage an seinen Kollegen hinzu: „Vielleicht gönnen Sie mir darin ein Wort der Aufklärung, wie ich es mit alldem vereinbaren kann, dass ich in Sowjetrußland eine erhebliche Anzahl von Juden, nämlich viele Hunderte, habe liquidieren helfen.“ Er sei indessen betrübt über das Unverständnis seines Kollegen. Viele Tausende deutscher Heldengräber und bombenzerstörte Kirchen in der Heimat, so meinte Hoff abschließend, hätten leider nicht vermocht, einen leitenden Geistlichen zu jener

Sprache des Herzens zu bringen, „um seine Amtsbrüder im Waffenrock mit wirklichen seelischen Aufbaukräften für das ewige Deutschland und das neue Europa auszurüsten.“<sup>18</sup>

Noch vor Kriegsende verließ Propst Hoff seine Gemeinde und setzte sich nach Westen ab. Er wusste selbst wohl am besten, warum er zukünftig jegliches Betreten der russisch besetzten Zone unter allen Umständen vermied. Als „heimatvertriebener Ostpfarrer“ ließ er sich in der Umgebung Hamburgs nieder. Die Berliner Kirchenleitung legte ihm nahe, auf die Rechte des geistlichen Standes zu verzichten. Ein Disziplinarverfahren entschied zunächst 1948 auf „Entfernung aus dem Dienst“. Wiederholt focht Hoff die Entscheidung an und erreichte schließlich 1957 die erneute Zuerkennung der Rechte des geistlichen Standes. Während dieser Zeit erhielt er von der Berliner Kirche anfangs reduzierte, später volle Ruhestandsbezüge. Das Verhalten der Berliner Kirchenleitung unter Bischof Otto Dibelius im „Fall Hoff“ erscheint aus heutiger Sicht in hohem Maße kritikwürdig. Hatte man, so ist zu fragen, einen mutmaßlichen Kriegsverbrecher, der sich selbst rühmte, an den Liquidierungen im Osten teilgenommen zu haben, gedeckt, statt den „Fall Hoff“ der 1958 gegründeten staatlichen Ermittlungsstelle für NS-Verbrechen in Ludwigsburg zu melden? Wie auch immer – heute kommt aus der Gemeinde St. Petri die Idee der Errichtung eines multireligiösen Bet- und Lehrhauses auf den Grundmauern der alten Petrikerche. Ein sympathisches Projekt, das sich in seiner Charta zu Gewaltlosigkeit, Solidarität und Wahrhaftigkeit verpflichtet. Die Berliner Kirche als Ganze ist aufgerufen, dass der mit ihrer jüngeren Vergangenheit und besonders mit dieser Gemeinde verbundene „Fall Hoff“ nicht weiter unter den Teppich gekehrt wird.<sup>19</sup>

Gewiss wird der eine oder andere unter Ihnen schon ungeduldig fragen: Ja, gab es denn überhaupt keine Lichtblicke in den Innenstadtgemeinden? Als Lichtblick ließe sich vielleicht die kleine Friedrichwerdersche Gemeinde um den reformierten Pfarrer Bruno Violet herausstellen. Die Gemeinde war um 1933 auf einen Mitgliederbestand von ca. 1 000

<sup>18</sup> Zit. nach Gailus, Protestantismus und Nationalsozialismus, S. 436-439, Zit. S. 437 f.

<sup>19</sup> Vgl. Pöpping, Zwischen Kriegsverbrechen und Pfarramt; Manfred Gailus, Auf dunklem Grund. In Berlins alter Mitte ist ein gemeinsames Bethaus für Juden, Christen und Muslime geplant. Die Kirche, die dort stand, war die Wirkungsstätte des mutmaßlichen Judenmörders Walter Hoff, in: DIE ZEIT vom 14.2.2013, S. 20.

Personen gesunken. Bei den letzten Kirchenwahlen vom Juli 1933 waren die DC hier mit 56 Prozent zehn Prozentpunkte unter ihrem Berliner Durchschnitt geblieben. Die Resultate einer Visitation der BK im Jahr 1935 liefern relativ zuverlässige Informationen: Obwohl die DC noch eine Stimme Mehrheit im GKR hätten, werde weithin ohne DC regiert. 224 „Rote Karten“ seien ausgegeben worden, zur BK-Bibelstunde kämen 50 bis 70 Teilnehmer. Zum Visitationsgottesdienst im Juni 1935 seien etwa 100 Besucher erschienen. An Kindern und Jugendlichen fehle es jedoch in der arg geschrumpften kleinen Gemeinde. Die Visitatoren sprechen insgesamt von einem sehr günstigen Eindruck, von „treuer BK-Arbeit“, der lebendige Gemeindegemeinde stehe hinter der BK.<sup>20</sup>

Zuletzt sei ein Blick auf die Parochialkirchen-Gemeinde in der Klosterstraße geworfen. Auch diese traditionsreiche Personalgemeinde an dieser bedeutenden Barockkirche vom Anfang des 18. Jahrhunderts teilte das allgemeine Schicksal der schrumpfenden Innenstadtgemeinden. Um 1933 war ihr Mitgliederbestand auf etwa 4 000 Personen gesunken. Von den drei Pfarrstellen waren nur noch zwei besetzt. Beide Pfarrer amtierten bereits seit 1909 in der Gemeinde und hatten längst die Pensionierungsgrenze erreicht. Pfarrer Paul Heldt verstarb 66-jährig während des Sommerurlaubs 1933. Pfarrer Walther Schott, der sich im September 1933 noch dem Pfarrernotbund angeschlossen hatte, wurde zum 1. April 1934 emeritiert. Bei den Kirchenwahlen vom Juli 1933 hatte es an Parochial eine Einheitsliste, eine Vorab-Vereinbarung ohne Wahl, gegeben: fortan verfügten die DC über 14 Mandate im Gemeindegemeinderat und konnten damit eine unangefochtene Herrschaft über die Gemeinde ausüben. Es scheint auch eine kleine Gruppe „Evangelium und Kirche“ gegeben zu haben, die jedoch ohne Pfarrunterstützung blieb und sich gegenüber der Dominanz von DC und NSDAP kaum Gehör verschaffen konnte. Dass an dieser Traditionsgemeinde ein kräftig deutschchristlich-nationalsozialistischer Geist die Gemeindegemeinde bis Kriegsende bestimmte, darüber kann eigentlich gar kein Zweifel aufkommen. Schon zum 20. April 1933

---

<sup>20</sup> Vgl. EZA, Bestand 50, Nr. 159, Bl. 191 ; Nr. 322, Bl. 3 f.; ferner „Gemeindestatistik“.

fand ein Dankgottesdienst zum „Führergeburtstag“ in der Parochialkirche statt, bei dem SA-Abordnungen mit Hakenkreuzfahnen am Altar Aufstellung nahmen und ein Musikzug der NSDAP beteiligt war.<sup>21</sup>

Anfang September 1933 kündigte die Gemeinde in den „Parochialglocken“ an, einen „zentralen Dankgottesdienst“ als Dank „für die Errettung unseres Vaterlands und unserer altherwürdigen Parochialkirche“ zu veranstalten. „So wollen wir dem Allmächtigen danken, dass uns in der Person unseres Volkskanzlers Adolf Hitler der Retter erstanden ist.“ Nach dem Bericht des „Evangelischen Berlin“, dem kirchlichen Wochenblatt, war das Innere der Kirche an jenem Sonntag mit den Fahnen der nationalen Erhebung geschmückt. SA-Männer bildeten ein Spalier bis zum Altar, wo christliche Jungmänner- und Jungmädchenvereine sowie der BdM mit ihren Wimpeln Aufstellung nahmen. Zahlreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und Behördenvertreter hätten teilgenommen, darunter der NSDAP-Gauleiter und neue Oberpräsident der Provinz Brandenburg Wilhelm Kube, die Staatskommissare Dr. Hans Meinshausen und Marezky sowie der Gauobmann der DC Reinhold Krause. Der Dankgottesdienst habe mit dem Einmarsch der Fahnenabordnungen der Standarte 6 und des Horst-Wessel-Sturms begonnen, die sich vor dem Altar aufstellten. Die Festpredigt hielt Pfarrer Paul Torge von der benachbarten St. Georgen-Gemeinde. Er dankte für das Wunder, das während der letzten Monate am deutschen Volk geschehen sei. „Wie ein wirrer Traum liege die Vergangenheit hinter uns, die böse Zeit, wo in nächster Nachbarschaft der altherwürdigen Parochial-Kirche ruchlose Horden ihr Lager aufschlagen und ungestraft ihr freventliches Spiel treiben konnten.“ Der Geistliche richtete den Appell an die Hörer, nun in brüderlicher Liebe die „deutsche Volksgemeinschaft“ zu schaffen. Anschließend legte der Pfarrer an der Gedenktafel für die Gefallenen einen Kranz nieder. Schließlich überreichte

---

<sup>21</sup> Vgl. „Gemeindestatistik“, Blatt 2, „Parochialkirchen-Gemeinde“; neuerdings auch die umfangreiche biografische Studie zum Gemeindeorganisten Wilhelm Bender, die zugleich viele Informationen zur Gemeindegeschichte bietet: Ulrich Bender, Kirchenmusiker im „Dritten Reich“. Wilhelm Bender (1911 bis 1944). Musiker an der Berliner Parochialkirche. Person und Werk im kirchenpolitischen Wettbewerb, Rottenburg a.N. 2011.

Pfarrer Torge dem Oberpräsidenten Kube die Kessler-Medaille, eine kirchliche Verdienstmedaille, um die Verbundenheit der Parochial-Gemeinde mit dem neuen Staat auszudrücken. Zum Abschluss marschierten die SA-Formationen mit ihren Fahnen in breiter Front vor der Kirche auf, wo sich inzwischen eine große Menschenmenge versammelt hatte. Vom Turm der Kirche erklang ein Glockenspielkonzert. Nach Chorälen wie „Großer Gott, wir loben dich“ und „Nun danket alle Gott“ ertönte erstmals vom Glockenturm das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied.<sup>22</sup>

Seit 1934 amtierte als neuer Geistlicher in der Gemeinde Pfarrer Herbert Kitscha. Er prägte das geistlich-theologische Profil an dieser Gemeinde entscheidend. Wer war der junge Mann, der mit 28 Jahren in die Gemeinde kam, ausgestattet mit der Erwartung der DC-Majorität, nun endlich frischen Wind zu bringen? Geboren 1906 in der Provinz Posen, studierte Kitscha Theologie an den Universitäten Berlin, Göttingen und Greifswald. Nach einer ersten Pfarrstelle in Ückermünde gelang ihm bereits 1934 der Sprung auf eine der begehrten Pfarrstellen in der Reichshauptstadt. Kitscha gehörte den DC an und war zum 1. Mai 1933 der NSDAP beigetreten. Zweifellos half diese theologische und politische Orientierung zu dieser Zeit maßgeblich, um bereits in so jungen Amtsjahren in Berlin zu reüssieren. Eine in den „Parochialglocken“ dokumentierte Predigt von Kitscha zum Reformationsfest 1934 lässt wenig Zweifel über seine Einstellung: Es sei doch ein erhebendes Bewusstsein, führte Kitscha aus, dass die Reformation als die große Neuentdeckung des christlichen Glaubens durch Martin Luther „auf deutschem Boden“ geschehen sei. „Man bedenke: für diese Neuentdeckung der frohen Botschaft hatte Gott sich einen Deutschen ausersehen; einen Mann also, in dessen Adern deutsches Blut rollte, der die deutsche Sprache sprach und unser Vaterland so liebt, wie wir. Diesem Deutschen ist es also vorbehalten gewesen, nach seinen weniger glücklichen Vorgängern die Sache Gottes endlich zum Siege zu bringen. Das zu wissen ist in unseren Tagen ein erhebender, fröhlicher Gedanke. Indem der Herrgott einen

---

<sup>22</sup> Vgl. den Bericht in: Das Evangelische Berlin, 1933, S. 337.

Deutschen so sichtbar vor allen anderen Nationen begnadete und ihn zu seinem Dolmetsch unter den Völkern machte, tat dieser Gott der Bibel kund, dass er sein deutsches Volk lieb hatte und wohl wollte, dass es ihm gehörte. Seit Luthers Tagen ist der entscheidende Bund zwischen dem lebendigen Gott und der deutschen Seele geschlossen. So lebt die Reformation in der Kirche fort als das große heilsgeschichtliche Ereignis deutscher Geschichte, in welchen Gott den deutschen Menschen und sich die deutsche Art verbündete.“<sup>23</sup>

Am 6. Januar 1935 wurde der neu gewählte Pfarrer Kitscha in einem Festgottesdienst durch den stellvertretenden Bischof von Berlin, DC-Pfarrer Otto Eckert, eingeführt. Seine Antrittspredigt habe von Christus und heißer Liebe für Volk und Vaterland gezeugt. Kitscha habe hier „als Deutscher zu Deutschen“ gesprochen. Er wandte sich gegen ein sentimentales, verweichlichtes Christus-Bild. Heute, betonte Kitscha, und das heißt seit Machtantritt der Nationalsozialisten, sei das anders geworden. „Unter dem Eindruck schicksalhafter Erlebnisse haben wir sein Wesen und den Sinn seiner ewigen Sendung ganz neu verstehen gelernt. Und die Predigt von ihm hat jene herben, männlichen Züge wiedererhalten, die von jeher Kennzeichen und Merkmal echter Gottespredigt gewesen sind.“<sup>24</sup> In einer Feierstunde zur Gründung der Parochial-Gemeinde habe Pfarrer Kitscha am 8. Juli auf dem Stadtkirchhof eine Ansprache gehalten. Im August 1935 sprach Pfarrer Kitscha auf Einladung der DC-Gruppe der Auferstehungsgemeinde im ehemaligen Horst-Wessel-Sturmlokal in der Lichtenberger Straße. Thema war „Wohin geht unser Weg?“ Laut Bericht im Sonntagsblatt der DC habe er unter anderem ausgeführt: „Wir sind Deutsche, verbunden durch dasselbe Blut, verwachsen mit dem deutschen Boden und daher dem Reiche unseres Führers verschworen.“<sup>25</sup> Solche und ähnliche politischen Bekenntnisse Pfarrers Kitschas sind Legion, übrigens bis weit in die Kriegszeit hinein. Unter dem Titel: „Der Christ im gerade begonnenen Krieg“ schärfte er den

---

<sup>23</sup> Parochialglocken, Nr. 8, November 1934; zit. n. Bender, Kirchenmusiker, S. 94 f.

<sup>24</sup> Parochialglocken Nr. 11, Februar 1935; zit. n. Bender, Kirchenmusiker, S. 95.

<sup>25</sup> Bericht in: EvDR Nr. 35, 1935 (Zit. ebd.).

Lesern der Parochialglocken“ im November 1939 ein: „Indem er [der Christ] als gehorsamer, geschworener Diener die Waffe ergreift, weiß er sein Gewissen geborgen in Gott, wird er ob der Erfüllung solcher herrlicher Gottesbefehle und –gebote freudig im Kämpfen und Sterben.“ Anlässlich des „Führergeburtstags“ im April 1941 – nach der kriegerischen Besetzung Polens, Frankreichs, Belgiens, der Niederlande, Dänemarks, Norwegens, Bulgariens, Jugoslawiens und Griechenlands – jubelte Kitscha in den „Parochialglocken“: „Der Weg Adolf Hitlers zum Führer des deutschen Volkes ist so einzigartig, dass es den Generationen, die nach uns kommen und in den Büchern der Geschichte blätternd sein Leben und werk überschauen, als ein kaum fassbares Wunder erscheinen wird. (...) Unsere Herzen schlagen dem Führer des Großdeutschen Reiches an diesem Tage in besonderer Liebe und Verehrung entgegen... Wir geloben ihm unwandelbare Treue und unverbrüchlichen Gehorsam.“<sup>26</sup>

Meine sehr verehrten Damen und Herren - es ist längst noch nicht alles gesagt über die Innenstadtgemeinden im Nationalsozialismus, aber ich muss meine Exkursion hier abbrechen und mit einigen resümierenden Schlussfolgerungen beenden. Auch kann ich nicht mehr auf einige weitere Gemeinden wie die Dom-Gemeinde, Sophien, Georgen, Dreifaltigkeit, Luisenstadt usw. eingehen. Was geschah, als Hitler kam? Eine auffallende Gemeinsamkeit aller hier betrachteten Kirchengemeinden ist „Schrumpfung“ und „Überalterung“. Die Gemeinden in den historisch so bedeutsamen Hauptkirchen litten bereits seit Jahrzehnten an Mitgliederschwund. Ihre Durchschnittsgröße um 1933 lag bei ca. 4 000 Seelen, die Berliner Kirchengemeinde hatte im Schnitt ca. 30 000 Mitglieder. Allenthalben war die Klage über Mitgliederverluste, über fehlenden Nachwuchs, Überalterung zu hören. Sämtliche Pfarrer in den Gemeinden befanden sich um 1933 im Pensionierungsalter. In vielen Fällen wurden sie von der mächtigen Welle der „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ überrollt. Auch wenn

---

<sup>26</sup> Parochialglocken Nr. 8, November 1939, S. 33; ebd., Nr. 1, April/Mai 1941, S. 3.

sie nicht mitmachten, so wichen sie doch rasch dieser Herausforderung und zogen sich zurück oder passten sich opportunistisch dem neuen Zeitgeist an. Insofern war es leicht für die DC, die Innenstadtgemeinden zu erobern. Eine Ausnahme stellt die Friedrichwerdersche Gemeinde mit Pfarrer Bruno Violet dar, der, obwohl schon alt und kränklich, heroischen Widerstand leistete. Heftige Kirchenkämpfe zwischen DC und BK fanden nicht statt, die Gemeinden standen eher im Schatten des Kirchenkampfes, der sich in Berlin vor allem auf die westlichen Bezirke wie Charlottenburg, Schöneberg, Steglitz, Zehlendorf oder Spandau konzentrierte. Die Gemeinden befanden sich durch GKR-Majoritäten von DC und NSDAP-Kirchenältesten fest im Griff der in Berlin-Brandenburg regierenden DC-Kirche. Mit Otto Eckert und Walter Hoff wurden seit 1936 zwei radikale „alte Kämpfer“ der DC-Bewegung auf Propststellen an Marien und Petri untergebracht. Welches Regime sie in ihren Gemeinden und darüber hinaus in ihrer Funktion als Pröpste ausübten, müsste durch weiterführende Detailforschung geklärt werden. Dass mit Pfarrer Hoff ein mutmaßlicher Holocaust-Pfarrer hier wirkte, stellt auch bis in die Gegenwart eine schwere Hypothek dar, der sich insbesondere die Initiative Bet- und Lehrhaus Petriplatz, aber auch die hiesige Landeskirche insgesamt widersetzen müssen. Nicht zu übersehen ist schließlich die vielfache Präsenz der Pfarrerfamilie Wessel in den Innenstadtgemeinden, beginnend mit Pfarrer Ludwig Wessel an St. Nikolai bis hin zu Horst Wessel, dem jungen Nazi-Helden aus dem evangelischen Pfarrhaus in der Jüdenstraße direkt am Roten Rathaus. Wie man gesehen hat und wie sich an vielen weiteren Beispielen belegen ließe, war die kirchliche Ehrung und Verehrung für den Schöpfer des NS-Kampflieds, das seinen Namen trug, allenthalben in kirchlichen Dankgottesdiensten, in Predigten, in Zeitungsartikeln oder Gedenktafeln präsent. Eine moderne Hauptstadtkirche des 21. Jahrhunderts wäre gut beraten, wenn sie sich von jedweder „Vergangenheitsangst“ löste, wenn sie ihre kirchlichen Verhältnisse 1933 bis 1945 gründlich aufarbeitete und vollständig in ihre historische Selbstdarstellung im 20. Jahrhundert integrieren würde.